

29.06.2004

Wenn Schmerz Erlösung bedeutet

Sie wurden in ihrer Jugend geschlagen, vergewaltigt, vernachlässigt. Immer wieder erleben sie ihr ganz persönliches Trauma aufs Neue. Um dem Druck, der sich dabei aufbaut, zu entkommen, verletzen sie sich selbst: Menschen mit einer Borderline-Störung. Eine von ihnen soll die Schauspielerin Jennifer Nitsch gewesen sein. Eine andere ist Maria*, eine junge Frau, die derzeit in einer Klinik im Bayerischen Wald Hilfe sucht.

von Annette Weilermann

Marias linke Hand ist eingebunden, als sie in den Therapieraum kommt. Alle zwei Wochen ist sie bei der Caritas, zum Gespräch mit ihrem Psychologen. Der dicke Verband verhüllt das, was sie nicht zeigen will: Eine tiefe Wunde am Handgelenk. Maria gehört zu den Borderline-Patienten, die sich schneiden. Mit einer CD-Hülle hat sie es diesmal getan. Wenn sie ihre Vergangenheit einholt, dann verletzt sie sich - mit Rasierklingen, Glasscherben, Küchenmessern, Porzellanstücken. „Wenn ich mich schneide, geht’s mir besser“, gesteht sie, „da nehm’ ich alles, was ich so finde, es ist wie eine Sucht.“

Ein Schnitt ist wie eine Erlösung

Vor zweieinhalb Jahren wurde die Borderline-Krankheit bei ihr diagnostiziert. Seitdem haben ihre Anfälle einen Namen. Dass sie psychisch krank ist, weiß sie schon länger. „Ich bezeichne diese Phasen als Zustand“, beschreibt die 40-Jährige ihre Gefühle. „Ich fange dann an zu schwitzen, zittere am ganzen Körper, habe Schuldgefühle und Angst.“ Dann kommt alles von früher wieder hoch, dann spürt sie sich selbst nicht mehr, dann muss sie Druck ablassen und in ihren Körper schneiden. Dabei empfindet sie keinen Schmerz - es ist wie eine Erlösung für sie. „Für ein paar Stunden geht es mir besser, doch dann beginnt alles wieder von vorne.“ Ein Teufelskreis. Und sie kommt nicht heraus.

Bundesweit leiden etwa 820 000 Menschen an dieser Persönlichkeitsstörung, rund 70 Prozent von ihnen sind Frauen. Laut Steffen Schulz, Psychologe bei der Caritas

Freyung-Grafenau, haben Menschen mit einer Borderline-Störung große Probleme, ihre Reaktionen zu steuern. „Die Reizschwelle von Borderlinern ist sehr niedrig, durch alle möglichen Ursachen können sich solche Patienten mehrmals täglich extrem aufregen.“ Weil sie die Reaktionen ihrer Umwelt falsch einschätzen, sich missverstanden fühlen, gekränkt sind und Angst bekommen - genauso wie bei den Negativerfahrungen in ihrer Jugend. Um diesem Gefühl zu entkommen, verletzen sie sich selbst. Dann ersetzt der Schmerz das Negativgefühl für einige Minuten. „Wenn es schlecht läuft, kann das natürlich auch gefährlich werden und zum Suizid führen“, stellt Schulz nüchtern fest.

Auch Maria quält ein Erlebnis von früher: 20 Jahre war sie alt, als es ihr passiert ist. Was es war, will sie nicht verraten. „Ich habe damals beschlossen, dass ich niemandem ein Sterbenswörtchen davon sage“, erzählt sie leise. „Dafür setzte ich mich in mein Auto und fuhr gegen den nächsten Baum.“ Ihr Vater ließ sie zwangseinweisen, in eine Klinik mit Gittern an den Fenstern. „Da hat man nur noch Angst.“

Jedes Mal, wenn sie das Horrorszenario vor Augen hat, schneidet sie sich - in schlechten Zeiten tat sie es oft dreimal täglich. Letzte Woche musste ihre linke Wade dran glauben. Maria zieht das Hosenbein hoch und zeigt ihre Wunde: 15 Zentimeter ist sie lang, schwarze Fäden halten die Haut zusammen. „Meistens muss ich zum Nähen. Andere Patienten ritzen nur, ich schneide. Das kann auch auf Muskeln und Sehnen gehen und muss dann behandelt werden“, sagt Maria und blickt beschämt zu Boden.

Glaubt man ihrer Freundin Eva Sartorius, so gehörte auch die Schauspielerin Jennifer Nitsch, die jetzt vom Balkon ihrer Münchner Dachgeschosswohnung stürzte, zu den Borderline-Patienten, die sich regelmäßig ritzen. Auslöser soll ein sexueller Missbrauch in ihrer Jugend gewesen sein. Sartorius und Nitsch hatten sich in einer Reha-Klinik am Tegernsee kennen gelernt.

Der Weg zum Arzt ist auch für Maria das Schlimmste. „Viele Mediziner zeigen kein Verständnis“, sagt sie mit Tränen in den Augen. „Sie wollen einen nach Mainkofen einliefern. Sie deuten das als Selbstmordversuch, obwohl es keiner ist.“ Maria spricht aus Erfahrung, ihre beiden Arme sind der Beweis dafür: überall Narben, nur wenig Haut, die noch makellos ist.

„Manchmal hab ich versucht, die Wunden selbst zu versorgen“, erinnert sich Maria. Mit Klammerpflastern, die bekommt man in jeder Apotheke. „Ich hatte einfach solche

Angst - wenn einem ständig mit Maimkofen gedroht wird.“ Vor allem die Sprüche der Ärzte verletzen sie oft mehr, als sie es mit der Rasierklinge tun kann. „Ein Arzt hat mich einmal gefragt, warum er mich überhaupt zunähen soll. In einer Woche würde ich ja sowieso wieder kommen.“ Sie ist verbittert, enttäuscht.

Freunde betrachten Narben wie Aussatz

„Wenn ich Krebs hätte, bekäme ich mehr Verständnis.“ Auch von ihren Freunden sind nur wenige geblieben. Die meisten schämen sich; ihre Narben betrachten viele, als ob sie Aussatz hätte. „Da fühlt man sich nur noch hilflos. Ich würde mir so wünschen, dass sich unsere Gesellschaft mehr mit dieser Krankheit beschäftigt.“

Das Schlimmste für Maria: Sie weiß, wie sehr ihr Mann und ihr elfjähriger Sohn unter ihrer Krankheit leiden. Für die beiden hat sie sich dazu entschlossen, dagegen anzukämpfen. Nach 17 Jahren Schweigen das Vergangene aufzuarbeiten. „Jahrelang hab’ ich versucht, das Gefühl mit Alkohol und Tabletten unten zu halten, nicht daran zu denken.“ Mit 37 ging es nicht mehr: Sie versuchte sich umzubringen, war dreimal in der Psychiatrie. Immer wieder erlitt sie Rückschläge. „Ich schickte meinen Sohn manchmal abends in die Schule und morgens ins Bett.“

Nach dem dritten Klinikaufenthalt konnte sie dann endlich mit dem Alkohol und den Tabletten aufhören, „dafür fing das Schneiden an“. Schon alles hat Maria versucht, um den Druck auf andere Art und Weise loszuwerden: kalt duschen, joggen, den Rasen mähen - „es hilft nichts.“

Maria hat nun endlich Ärzte gefunden, denen sie vertrauen kann. „Sie sind über mein Schneiden auch nicht erfreut, aber sie setzen mich nicht unter Druck“, erzählt die psychisch kranke Frau. „Ich hoffe, dass ich irgendwann einen Weg finde, damit aufzuhören.“ Deshalb macht sie seit einiger Zeit eine Therapie: Medikamente und zweimal pro Woche ein Intensiv-Gespräch mit ihrem Psychologen. Endlich hat sie sich dazu überwunden, von ihrem Trauma zu erzählen. Seit einer Woche ist sie stationär in einem Krankenhaus im Bayerwald in der psychosomatischen Abteilung. „Ich weiß, dass ich mich vor mir selbst schützen muss.“ Maria ist um jede Hilfe dankbar, die sie ihrem Ziel einen Schritt näher bringt: Ihr Jugendtrauma auf eine Erinnerung zu reduzieren, die sie nicht immer wieder aufs Neue erleben muss.

* Name von der Redaktion geändert

<http://www.pnp.de>